

Die Schweizer Sprachen an der Jahrtausendschwelle

Walter HAAS

Universität Freiburg
Studienbereich Germanistik
Avenue de l'Europe 20, 1700 Freiburg, Schweiz
walter.haas@unifr.ch

1.

Die vier Beiträge zur Soziolinguistik der Schweiz erschienen zwischen 1993 und 2004, mit einer Ausnahme vor der Totalrevision der Bundesverfassung von 1999, die den Sprachen vermehrte Beachtung geschenkt und 2007 zu einem Sprachengesetz sowie 2008 zur Gründung eines Instituts für Mehrsprachigkeit in Fribourg/Freiburg geführt hat. Schon 2003 initiierte der Bundesrat ein Nationales Forschungsprogramm "Sprachenvielfalt und Sprachkompetenz in der Schweiz" (NFP 56). Besonders im Bereich der Schule war das erste Jahrzehnt seit 2000 sprachpolitisch sehr bewegt. Bei unsern Aufsätzen handelt es sich somit um "historische" Texte, um Streiflichter auf die Bemühungen, der Sprachenvielfalt im mehrsprachigen Staat gerecht zu werden.

2.

Der Aufsatz von Moretti/Bianconi "Alcuni aspetti della situazione sociolinguistica ticinese" (1993) beschreibt die Integrationsprobleme grosser Deutschschweizer Minoritäten in der italienischen Schweiz, v.a. aber eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Tessiner Dialekten und Standarditalienisch, die Aussenstehenden radikal erscheint, aber im Sprachgebiet selber wenig Erschütterung hervorrief. Noch 1980 hatte Sandro Bianconi das Italienische die *lingua matrigna* der Tessiner genannt, die "Stiefmuttersprache", während als Muttersprache die Dialekte galten. 1993, bloss dreizehn Jahre später, erschien Moretti und Bianconi die Situation grundlegend verändert: Jüngere und Städter waren zum Standarditalienischen übergegangen, der Dialekt war zur Sprache der Ältern und der Landbewohner geworden. Das Tempo dieses Wandels lässt die Vorhersagbarkeit zukünftiger Entwicklungen als prekär erscheinen und ruft nach subtileren Erklärungen. Schon vor 1980 gab es im Tessin einheimische Standardsprecher, und das Schriftitalienische konnte in informellen Situationen freier verwendet werden,

als etwa das Standarddeutsche in der Deutschschweiz (Berruto sprach von *dilalia*, der Verwendung zweier Varietäten für die gleichen Zwecke). Es soll damals auch eine Sprechweise "zwischen Dialekt und Schriftitalienisch" gegeben haben, die man als *Koiné* zu bezeichnen pflegte. Bei Moretti&Bianconi 1993 fehlt der Terminus fast ganz: Die "Sache" war immer weniger konsistent gewesen, als der praktische Terminus vermuten liess, und was jetzt als Varietätenwechsel erscheint, könnte eine schärfere Fokussierung auf den Standardpol sein: 1980 war wohl nicht der Anfang, sondern ein bereits fortgeschrittenes Stadium der Entwicklung erfasst worden.

Wichtig war für die Präsenz des Standarditalienischen im Tessiner Alltag zweifellos die Anwesenheit zahlreicher Immigranten und Grenzgänger. Dies hatte zu der soziolinguistisch aparten Situation geführt, dass die typischen Standardsprecher eher den unteren Sozialschichten angehörten, während der Dialekt zum Einheimischen-*marker* auch der oberen Schichten wurde. Neueste Beobachtungen weisen darauf hin, dass sich der Rückgang der Dialekte zwar fortsetzt, aber leicht verlangsamt, und dass sich neue Formen der "Dialektalität" entwickeln (Moretti, in: Sobrero / Miglietta: *Lingua e dialetto nell'Italia del Duemila*. Galatina 2006: 31-48).

3.

Im seinem Aufsatz "Zur Sprachsituation der deutschen Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Diglossie in der Deutschschweiz" (2004) bespricht Iwar Werlen zunächst die Zahlenverhältnisse zwischen den Sprachgruppen aufgrund der Volkszählung von 2000 und die Veränderungen gegenüber der Volkszählung von 1990. Unter den konkreten Ergebnissen zu erwähnen ist die Entwicklung der Sprachregionen zu grösserer Homogenität: In den Territorien der drei grossen Landessprachen werden die Sprecher der andern grossen Landessprachen seltener, was in Anbetracht der erhöhten Mobilität erstaunt: Ist der Anpassungsdruck gestiegen oder der Wille zur Anpassung?

Die Volkszählungen 1990 und 2000 fragten erstmals nach der in verschiedenen Situationen am häufigsten gesprochenen Sprachform. Daraus ergab sich, dass DeutschschweizerInnen in der Familie wie im Beruf zu mehr als 90% Schweizerdeutsch sprechen (vor 1990 kamen die Dialekte in der Volkszählung nicht vor). Im Beruf kommen allerdings immer weniger Personen ausschliesslich mit der einen Sprachform aus. Ob deshalb "nur noch eingeschränkt von einer Diglossie die Rede sein" könne, wie Werlen meint, ist eine Frage der Definition.

Komplex stellt sich die Varietätenverteilung in den Schulen dar. Nur noch 7,5% der Schüler und Schülerinnen geben an, als "Umgangssprache" in der obligatorischen Schule *nur* Hochdeutsch zu sprechen, 1990 waren es noch

13% gewesen - "ein überraschendes Ergebnis des Vergleiches von 1990 mit 2000". Überrascht waren auch die Erziehungsdirektoren: Da das Hochdeutsche seit langem als Schulsprache gilt, würden diese Zahlen ein eklatantes Versagen der Lehrkräfte und der Aufsichtsorgane dokumentieren, wenn man nicht nach den Gründen fragt, welche die Schüler zu ihren Antworten veranlasst haben könnten. Schon 2003 reagierte das Zürcher Volksschulamt auf diesen "Schock", gefolgt von andern Kantonen, und propagierte eine "Hochdeutschkultur" mit "lebendig gesprochenem Schweizer Hochdeutsch" von der ersten Klasse an und in sämtlichen Fächern. Angaben zu den Erfolgen dieser Aktionen fehlen noch. Auch Werlen findet 2004 die Forderung nach mehr Hochdeutsch in der Schule dringlich, zweifelt aber an ihrer Umsetzbarkeit. Seine Zweifel könnten nun gestützt werden durch den Verlauf der Auseinandersetzungen, die seither über die Einführung des Hochdeutschen im *Kindergarten* geführt wurden. Die Ausweitung der Hochdeutschkampagne auf den Kindergarten entspricht dem naiven Glauben an die unbedingte Effizienz möglichst frühen schulischen Sprachenlernens, doch die Einführung des Hochdeutschen im Kindergarten wurde in mehreren Kantonen durch Volksinitiativen zu Fall gebracht; Effizienz ist in sprachlichen Belangen offenbar nicht mehrheitsfähig.

Weitere Ausführungen Werlens beschäftigen sich mit der Funktion des Dialekts als Sprache der Nähe. Dies dürfte häufig hinter der Verwendung des Dialekts für geschriebene Texte stehen. Die Zunahme der geschriebenen Dialekt-Texte widerspricht natürlich Koldes Konzept der medialen Diglossie von 1981. Dennoch kann weiterhin nicht daran gezweifelt werden, dass die Mundart für schriftliche Texte nur in einem eng begrenzten Randbereich für besondere Funktionen verwendet wird, die sie nur erfüllen kann, wenn der Randbereich Randbereich bleibt. Der Einsatz des Dialekts in den Medien dürfte ebenfalls unter die Funktion "Sprache der Nähe" fallen. Dabei ergeben sich Probleme linguistischer Art dann, wenn für gewisse Textsorten "literate" Muster angebracht scheinen, die im Dialekt (noch) nicht usuell sind.

Werlen geht auch auf die Frage ein, welches Hochdeutsch in den Schulen der andern Sprachgebiete gelehrt werden soll - eine Frage, die durch Ammons erstaunlich erfolgreiche Theorie der Plurizentrität des Deutschen Aktualität gewonnen hat. Allerdings besteht kaum ein Grund für die Befürchtung, dass den anderssprachigen Schweizern nachhaltig ein besonders teutonisches oder österreichisches Deutsch beigebracht werden könnte.

Werlens Darstellung erfasst aufgrund grosser Datenmengen einen Moment der Schweizer Sprachgeschichte, an dem grundlegende Änderungen der Deutschschweizer Sprachsituation ins Auge gefasst wurden, die aber etwas mehr Zeit verlangen dürften, als vermutet, und viel mehr soziolinguistische Einsicht und soziales Fingerspitzengefühl der Erziehungsfunktionäre. Die

öffentliche Diskussion dürfte die Position der Dialekte eher gefestigt haben, während ihre Form wohl so fragil geblieben ist, wie sie immer war.

4.

Manfred Gross schildert in seinem Aufsatz von 1999 "Rumantsch Grischun: Planification de la normalisation" das innovativste Sprachplanungsprojekt der Schweizer Sprachgeschichte. 1990 sprachen noch 66'356 Schweizer und Schweizerinnen einen rätoromanischen Dialekt, aber weniger als die Hälfte wohnten im Sprachgebiet. Sie bildeten eine kantonale Minderheit von 20%, während sie bis ins 19. Jahrhundert noch die Bevölkerungsmehrheit in Graubünden gestellt hatten. In keinem Verhältnis zur Sprecherzahl scheint die Anzahl von nicht weniger als fünf verschiedenen Schriftsprachen ("Idiomen") zu stehen. Dies ist ein echtes Problem, doch die Bemühungen um ein einheitliches Schriftromanisch, die schon vor 200 Jahren begannen, waren alle erfolglos. Die scheinbar absurde Situation ist nur aus der Sicht der Kleinsprachen verständlich. Für deren Sprecher war die Kenntnis fremder Sprachen immer wichtiger, als die Kenntnis der andern Idiome, mit deren Sprechern man wenig Kontakt hatte und die zudem meist anderer Konfession waren. Von der lokalen romanischen Schriftsprache erwartete man nie die Befriedigung *aller* kommunikativer Bedürfnisse, der geringe Abstand der Idiome zur Mundart jedoch erleichterte den Erwerb, unterstrich ihren Charakter als Nähesprache und war damit funktionaler als die Überdachung möglichst vieler Dialekte. Insofern reflektiert die Vielzahl der romanischen Idiome nicht Egozentrismus, sondern eine "natürliche" Sprachbewahrungsstrategie. Angesichts weiter schwindender Sprecherzahlen und steigender Ansprüche an eine Schriftsprache stösst sie nun allerdings an ihre Grenzen, nicht zuletzt finanzieller Art.

Damit wurde die Idee einer rätoromanischen Gemeinsprache für den Schriftgebrauch von neuem attraktiv. Der Romanist Heinrich Schmid wurde 1982 beauftragt, ein "Bündnerromanisch", ein *Rumantsch-Grischun*, zu schaffen, als Ausgleichssprache zwischen den existierenden Idiomen. 1985 wurde das erste Wörterbuch samt Elementargrammatik veröffentlicht. Gross beschränkt sich weitgehend auf die Darstellung der "technischen" Aspekte des Unterfangens: Wie "macht" man eine "Kompromiss-Sprache"? Ich will diesen Aspekt hier nicht nachzeichnen, aber auf einige Besonderheiten des Rumantsch Grischun hinweisen, die bei Gross etwas zu kurz kommen. Hervorzuheben ist bereits, dass ein Linguist mit der Konstruktion der Kompromiss-Sprache beauftragt wurde, der nicht der romanischen Sprachgemeinschaft angehörte, damit sollte die Bevorzugung der eigenen Muttersprache vermieden werden. Schmid entschied sich jeweils "kaltschnäuzig" für die am weitesten verbreiteten Formen, nicht etwa für die ältesten – im Unterschied zu den romantischen "Kompromiss-Sprachen" des

19. Jahrhunderts, wie etwa dem Färöischen. Statt rätoromanische Exklusivitäten berücksichtigte er die einfachsten und regelmässigsten Formen: Keine gerundeten Vordervokale, die universell selten sind, kein Nominativ-s für das Prädikativ, obwohl es ein altromantisches Relikt darstellt. Schmid's Rumantsch Grischun ist ein sprachplanerisches Meisterwerk – was die formale Seite des Unterfangens anbetrifft.

Gross' Aufsatz stammt aus einer Zeit der Begeisterung für die neue Sprache, vor allem unter den jüngeren, gebildeten Rätoromanen und den Linguisten. Die entscheidende Aufgabe der Implementierung des *Rumantsch Grischun* stand 1999 noch bevor. Gross referiert eine Untersuchung von 1986, die eine gute Akzeptanz der neuen Sprache ergab, allerdings nur als Ergänzung, nicht als Ersatz der traditionellen Idiome, und bloss als geschriebene Sprache. Gleichzeitig erwähnt Gross kommentarlos den Beschluss der Bündner Regierung, sich nur noch in Rumantsch Grischun an die romanische Bevölkerung zu wenden, obwohl damit die Idiome in einem Teilbereich tatsächlich *ersetzt* wurden. Hier lagen die Wurzeln der Auseinandersetzungen, die seit der Jahrtausendwende die Sprachgemeinschaft spalten, und die zu einem Flächenbrand wurden, als die Bündner Regierung ankündigte, Rumantsch Grischun als Schulsprache einführen und die Lehrmittel nur noch in dieser Sprach drucken zu wollen.

Diese Auseinandersetzungen sind noch im Gange, wie immer sie ausgehen, es wird eine Aufgabe der Linguistik sein, den Prozess zu verfolgen. Gewisse Parallelen zu den Auseinandersetzungen in der Deutschschweiz um die Mundart in Schule und Kindergarten sind unverkennbar, gewisse Parallelen im ungeschickten Umgang der Behörden mit der "sprachlichen Volksseele" ebenfalls. Während aber in der Deutschschweiz der Nutzen des Hochdeutschen nicht zu bestreiten ist, sind die Verhältnisse in Graubünden komplizierter. Die Rätoromanen als einzige *wirklich* zweisprachige Volksgruppe der Schweiz sind keineswegs auf ein Gemeinromanisch angewiesen: Die eigentliche Schriftsprache der Rätoromanen ist vermutlich (*horribile dictu*) das Hochdeutsche. Das rückt die rätoromanischen Idiome funktional in die Nähe der schweizerdeutschen Literaturmundarten, was ihnen emotionale Vorteile verleiht, aber die Implementierung eines gemeinromanischen Standards erschwert. In den Schulen der Bündner Täler könnten wir mehr über den Erwerb, das Funktionieren, aber auch über die emotionalen Kosten der schulisch verordneten Zweisprachigkeit lernen, als in sämtlichen Workshops sämtlicher pädagogischer Hochschulen.

5.

Andres und Watts beschäftigten sich 1993 mit der Frage, ob das Englische tatsächlich bereits verschiedensprachigen Schweizern als *lingua franca* diene.

Sie nehmen damit ein Argument aus dem Bericht auf, den der Bundesrat 1989 über *Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz* herausgegeben hatte und der als Schwanengesang der bildungsbürgerlichen Sprachideologie gelesen werden kann. Er behauptet verschlechterte Beziehungen zwischen den Sprachregionen, und als trauriges Indiz gilt ihm der Gebrauch des Englischen zwischen Schweizern. Nach Watts und Andres war das "Gespenst" der englischen *lingua franca* zwar empirisch nicht belegbar, es weise aber auf Beziehungsprobleme zwischen den Sprachgruppen hin. Von heute aus gesehen zielt der Aufsatz am einzigen aktuellen Problem mit dem Englischen vorbei, und das ist die Konkurrenzierung der Landessprachen im Unterricht. Die Autoren konnten das "Gesamtsprachenkonzept" der Erziehungsdirektoren von 1998 nicht voraussehen, das den Unterricht im Englischen (als Wunschsprache) und in einer Landessprache (aus Staatsräson) propagierte. Unvorhersehbar war auch, dass Zürich danach im Alleingang beschloss, das Englische als erste Fremdsprache einzuführen. Das Gesamtsprachenkonzept kam weiter unter Beschuss, sowohl was die zu lehrenden Fremdsprachen, ihre Anzahl, ihre Abfolge und das Einstiegsalter betraf. Der Ausgang der Diskussionen ist noch ungewiss, aber dass die kleineren Landessprachen immer weniger angeboten werden, ist schon heute eine Tatsache, und dass in der Primarschule zwar Fremdsprachen gelehrt werden, aber keine Landessprache, ist nicht mehr undenkbar. Zwar regt sich in neuester Zeit (2014) Widerstand gegen diese Möglichkeit, aber vielleicht werden die Schweizer noch einmal dankbar dafür sein, wenn sie sich wenigstens auf Englisch verständigen können.

6.

Im Bulletin der VALS-ASLA liess sich kein soziolinguistischer Aufsatz über die französische Schweiz finden. Das entspricht der Monoglossie-Ideologie der frankophonen Welt, aber nicht der Realität: Wenn behauptet wird, die französischsprachigen Schweizer lernten in der Schule ein Deutsch, das keiner mit ihnen sprechen werde, dann gilt dies umgekehrt auch für die Deutschschweizer: Mit ihrem Schulfranzösisch verstehen sie weder Schlagzeilen noch eine Unterhaltung unter Freunden, und dies, ohne einem *patois* die Schuld geben zu dürfen. Die fruchtbaren Jahre um die Jahrtausendwende erbrachten aber auch neue Erkenntnisse über die Sprache der Französischen Schweiz. Der *Dictionnaire Suisse-romand* von André Thibaud und Pierre Knecht (erstmalig Genf 1997) zeigt den Reichtum des regionalen Schriftfranzösischen, und schon im Jahre vorher hatte Pascal Singy eine Umfrage über die Einstellungen der Welschen zu ihrer Sprache veröffentlicht: *L'image du français en Suisse romande* (Paris 1996). Die Macht des französisch-französischen Vorbilds auch über die tieferen Stilniveaus bestätigt sich in neuesten Untersuchungen (Singy/Bourquin: "Usages

langagiers et jeunes générations, regards de périphérie". In: *Langages et société* 141, 2012, S. 99-115). Die Interpretation nach dem Schema von Zentrum und Peripherie dürfte wohl (ähnlich wie in der deutschen Schweiz) auf die metalinguistischen Urteile zutreffen, denen aber das Sprachverhalten oder gar die Sprachproduktion nicht eins zu eins entsprechen müssen. Es ist zu hoffen, dass in Nr. 200 des Bulletins VALS-ASLA die französische Schweiz keinen weissen Fleck mehr darstellen wird und dass die dringenden Probleme des Französischen als L2 in der Schweiz zur Sprache kommen werden.

Hoffnung wird es wohl bleiben, dass sich Autoren und Autorinnen aus den verschiedenen Sprachgebieten *gemeinsam* um ein Thema kümmern. Das Territorialprinzip mag als Tranquilizer nützlich sein. Aber nicht alle Gebrechen sind mit Schlafkuren aus der Welt zu schaffen.